

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 23.

Freitag, 28. Januar.

1916.

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

Roman von Albert Petersen.

Gegen sechs Uhr morgens war Hochwasser. Das Wetter war umgeschlagen. Von Südwesten schrie lärmend der Wind. Große Regentropfen schlugen hart gegen die Scheiben. Und die See war ein Gewühl ruhloser Schaumköpfe.

Die Gräfin stand am Fenster der Gaststube und blickte in die See hinaus.

„Also wir fahren“, sagte sie, und in ihr war ein heimlicher Triumph, als Meggers Gesicht Erstaunen und Bedenken verriet.

„Es ist bieserbös draußen“, antwortete er zögernd.

„Sobst Sie Angst?“ fragte sie rasch.

Er schüttelte ruhig den Kopf.

„Ich Krieg das Boot allein nicht durch“, meinte er, „ich will den Pflugjungen zu Momme Harring schiden, ob er mit will.“

Als der junge Wirt wieder in die Gaststube trat, fragte die Gräfin: „Wer ist dieser Momme Harring?“

„Ein Bauernsohn aus dem Moog, hilft in diesem Sommer zu Hause, sucht aber etwas zu pachten oder Verwalter zu werden.“

„So“ — antwortete die Gräfin gleichgültig.

Fräulein Bangett erschien im Mahnen der Tür und münchte mit sauerlicher Miene „Guten Morgen“. Karola von Adlersfelde mußte hell auflachen über das Gesicht ihrer Gesellschafterin.

„Ja, liebe Bangett, eingetrogen sind wir. Mit dem Weiterfahren ist es nichts.“

Das Mädchen hatte den Kaffeetisch gedeckt. Die Damen ließen sich nieder, die Bangett gab sich alle Mühe, ihre schlechte Stimmung zu verbergen, die Gräfin schien bester Laune zu sein.

Während sie noch am Frühstückstisch saßen, trat schwerer Schrittes ein Mann über die Deichbrücke in die Gaststube.

Hohe Schifferstiefel, Ölrock und der Südwester war so tief ins Gesicht gezogen, daß die Gräfin erst jetzt den Mann wiedererkannte — den Friesen von gestern.

„Also der wird mit uns fahren, der!“

Und die leise Angst, welche der Gräfin doch allmählich gekommen war, wich dem einen Gedanken: Also werde ich ihn im Kampfe mit dem Sturm sehen, und er wird siegen!

„Du mußt nach Tiefut hinüber?“ fragte Momme den Wirt.

„Muß? Na, das gerade nicht. Aber die — die Frau — Fräulein — Gräfin will sich die Hallig ansehen.“

„Geignetes Wetter dazu“, lachte der Frieze und fuhr nicht gerade höflich fort: „Kreischende Frauen — Damen gehören nicht ins Boot bei solchem Wetter.“

Die Gräfin war aufgestanden und hatte sich stolz aufgerichtet. „Ich werde nicht kreischen, Herr — Harring.“

Momme zuckte die Achseln.

„Wenn Sie keinen Mut haben, Herr Harring, läßt sich vielleicht sonst jemand finden“, begann die Gräfin wieder.

Doch er beachtete sie gar nicht, sondern wandte sich an Meggers: „Also wir fahren.“

„Ich bin bereit“, sagte Karola von Adlersfelde.

Die Männer sahen sie an und lachten.

„Ja, so können Sie die Fahrt nicht machen“, meinte Meggers, „ich will Ihnen Dzeug holen.“

Fräulein Bangett hatte dem Gespräch in höchstem Erstaunen zugehört. Waren die hier denn alle toll? Und die Gräfin? Mit diesen ungehobelten Gesellen in Sturm und Gefahr?

Meggers kam, selbst schon zur Fahrt bereit, mit dem Dzeug für die Gräfin zurück und half ihr beim Anziehen des knisternd-steifen Rocks. Den Südwester auf leidige, volle Haar, ein raues Wolltuch um den Hals, und hinaus ging's an den Strand.

Die Luft war regennäß, der Sturm schlenkerte ganze Schaumfelsen in die Gesichter der drei.

Auf dem nassen Sand lag das Boot. Die Männer prüften Pinnen und Riemen, lösten den Anker und zerrten das Fahrzeug zum Wasser.

„Einstiegen“, befahl Momme der Gräfin. Sie gehorchte schweigend. Die Männer schoben, neben dem Boot herschreitend, das Fahrzeug weiter ins Wasser, sprangen, als es frei schaukelte, hinein, griffen in die Riemen, und hinein ging's in die Wogen. Wellauf, wellab, hinauf auf die zischenden, schaumprühenden Wogenkämme, hinunter in schwarzgrün gähnenden Schlund.

Mit ehernen Gesichtern sahen die Männer. Gleichmäßig hoben und senkten sich die triefenden, ächzenden Riemen.

Der Sturm schrie, das Meer brüllte, zischte. Ein Höllenlärm, und rings nur Wasser, Wogen; zu drohenden Schluchten auseinandergerissen, getürmt zu spizen, schwindelerregenden Regeln.

Bläß, mit zusammengepreßten Lippen saß die Gräfin. Wo waren sie? Wie lange schon waren sie unterwegs? Aber sie schwieg. Nein, nein, sie wollte tapfer sein. Sie blickte auf die Männer. Die sonnengebräunten Gesichter schienen dunkler geworden vor Anstrengung. Aber keine Miene verzog sich. Nur in den Augen, stahlgrau und hart wie das wütende Meer, war ein furchtlos trohiges Blitzen. Und wie ehrene Mannern umspannten die breiten Äuße die Riemengriffe.

Und plötzlich fiel alle Kleinliche Angst von ihr ab. Ein Gefühl von Sicherheit, Beschütztsein stieg in ihr auf, sie sah plötzlich nur noch das Großartige, Gewaltige dieses Kampfes der Elemente, gegen die Elemente.

„Festhalten“, schrie Momme.

Eine haushohe Woge stürmte mit Donnerlärm herein, eine Sturzsee überschüttete zischend und klatschend das kleine Fahrzeug. Die Planen trachten. Das Boot wurde hochgerissen, schoß wieder nieder.

Stumm saßen die Männer an ihren Riemen.

Dann schien sich der Wellengang zu legen, die See

wurde ein wenig glatter — sie waren im Schutze der Hallig.

Karola von Adlersfelde-Falkenhain blickte überrascht auf. Keine hundert Meter entfernt lag das Vorland der Hallig. Die Schafe drängten sich schuttsuchend am Abhang der Warft zusammen. Das Boot fuhr in eine Wassergrube, die sich durch das Vorland zog.

„Das war eine Fahrt, eine herrliche Fahrt“, rief die Gräfin, als sie das Boot verlassen hatten, und sie reichte beiden Männern die Hand und sagte: „Besten, besten Dank.“

Momme sah sie erstaunt an.

Gräfin Karola hatte beim Händedruck gefühlt, wie die Handflächen der Männer vom eisernen Griff um die Riemen brannten. „Aber was für Kerls“, dachte sie. Der Wirt wischte sich allerdings keuchend den Schweiß von der Stirn, Momme Haring aber stand reglos da, als hätte er keine tod drohende, kraftheischende Fahrt hinter sich.

Jetzt hatte der Hüttenjunge — er mochte wohl vierzehn Jahre zählen — die Gäste erkannt und lief barbeinig die Warft herunter.

„Na, du hast dich wohl hintern'n Ofen verkrochen, während deine Schafe zitternd an der Warft stehen“, meinte der Wirt.

Als der Junge bemerkte, daß die fremde Dame lächelte, antwortete er fed lachend: „Ja, warm ist es drinnen. Das Wasser kann bald kochen.“

Meggers holte aus dem Boot die Blechkiste, die er mitgebracht, und die Gesellschaft begab sich in das Haus.

Der Junge setzte den Kessel aufs flackernde Feuer des offenen Herdes, und der Wirt packte aus seiner Kiste Rumflasche, Brot, Wurst, Käse, Butter und Messer und Gabeln aus.

Karola war an eines der Fenster getreten und blickte zur tobenden See hinaus. Bis zum Horizont nichts als schwarzgrüne Wogen und weiße Schaumköpfe, und hier unten rollten die Wellen plätschernd über das grüne Vorland.

„Steigt das Wasser bisweilen auch höher?“ wandte sich die Gräfin an Momme Haring.

„Bei den November- und Februarstürmen beißen die Wellen hier gegen die Warft. Aber die Hallig liegt ziemlich hoch, sonst hätte sie ja auch nicht all die Sturmfluten der Jahrhunderte überdauert.“

„Raubt die Nordsee nicht immer noch Land?“

„Jetzt holen wir es uns allmählich wieder. Der Noog, durch den Sie gestern fuhren, war vor fünfzig Jahren noch Wattenmeer. Überall an der Küste wird Land gewonnen, die Gemeinden und auch die Regierung sind außerordentlich tätig.“

Und nach kurzer Weile fuhr er fort: „Schade um diese Hallig, wenn ich fünfzigtausend Mark hätte, würde ich Meggers diesen Fleck Erde abkaufen und Schutzdämme, Buhnen und Wellenbrecher legen.“

„Vielleicht gibt es doch Geldleute, die —“

Er schüttelte hastig den Kopf.

„Ich bin überzeugt, daß sich hier viel Land gewinnen läßt. Aber schließlich kann doch eine Sturmflut das Werk eines Jahres zerstören und Tausende Mark verschlingen. Ich, nein, ich möchte hier nie etwas mit fremdem Geld unternehmen.“

„Der Tisch ist gedeckt“, rief Meggers lachend, „wer Hunger hat, mag kommen.“

In bester Stimmung setzten sie sich um den rohgezimmerten Tisch.

„Zwar ein wenig primitiv“, meinte Momme Haring mit gutmütigem Spott.

Die Gräfin erröthete.

Momme's starke Abneigung der Fremden gegenüber hatte sich gemildert, seitdem sie mit ihnen Sturm und Gefahr geteilt.

Die Gräfin begann von ihren Reisen zu erzählen, und die Männer hörten zu.

Der Wirt bereitete einen dampfenden Grog, und lachend stieß sie mit ihnen an. Die Stimmung wurde allmählich fast lustig, mit heißen Wangen schilderte die

Gräfin, wie oft sich Fräulein Vangett über ihr „unvorschriftsmäßiges“ Benehmen entsetzt habe. Meggers lachte laut, und über Momme's Gesicht huschte ein belustigtes Lächeln, wenn in seinen Augen auch etwas wie Mißtrauen lag: gibt sie sich euch gegenüber nur so, weil sie glaubt, euch damit zu gefallen? Gestern Abend auf dem Wege von der See her hatte sie noch so hochmütig getan, und Petrea schien sie auch gar nicht gefallen zu haben. Und plötzlich begann er zu vergleichen. Diese hier, die das liebe lange Jahr auf Reisen war, hatte sich wohl daran gewöhnt, mit den Deuten gleich am ersten Tage des Zusammenseins so bekannt zu tun. Vorgestern, gestern mit jenem, heute mit diesen und morgen wieder mit anderen. Ist nichts dahinter, hinter solcher Freundlichkeit, man kann nichts darauf geben. Wie sollte man auch? Wer gegen einige Tausende Menschen in jedem Jahr so bekannt und freundlich tut, kann diesen allen dadurch doch nicht versprechen wollen: kannst dich auf mich verlassen. Aber Petrea! Ja, in dem Augenblick, da sie ihn mit ihren kühlen blauen Augen so warm ansah, da wußte er: er konnte sich auf sie verlassen, sie würde zu ihm stehen. Das galt, was Petrea tat und sagte, dagegen was die Fremde da an freudlichem Zeug plapperte, war für den Augenblick.

Die Gräfin bemerkte, daß Momme Haring nachdenklich vor sich hinstarrte, sie streckte ihm lächelnd ihr Glas hin und sagte: „Prosit, wir wollen auf Ihre eigenartige schöne Heimat anstoßen, sie gedeihe und sie wachse — in des Wortes wahrster Bedeutung.“

Momme tat höflich Bescheid, aber er dachte: wieder bloßes Gerede. Morgen stößt sie vielleicht mit den Waddorfsern auf Dithmarschens Wohl an, und im Winter mit den Italienern auf ihren König.

Meggers aber, der sich schon den vierten Grog brante, rief laut: „Prosit, es lobe unsre Heimat“, und dann begann er zu Momme's Arger zu singen:

Und drückt der Nebel auch auf düstergrüne Fennen,
Und schreit der Sturm sein schaurig heiser Lied,
Wenn wild die Wogen übers Vorland rennen,
Die graue Gans an grauem Himmel zieht,
Das Land, das uns der Vater hinterließ,
Nordfriesland ist uns Erdenparadies!

Ob schwer der Pflug den zähen Boden schneidet,
Die grüme See die Dörfer überspringt,
Ob auch die Nachtigall die sahen Wäldchen meidet,
Die sonst im Mai die Frühlingslieder singt,
In unsrer Warft seit hundert Jahren drang
Des Meeres ew'ger rauender Gesang.

Wenn unsre Mädchen nicht von Liebe sprechen,
Und trifft uns keines dunklen Auges Glut,
Sie können nicht gegebene Treue brechen,
Wenn klar ihr Auge sprach: Ich bin die gut.
Voll Lieb und Treue steht dem Mann zur Zeit
Nordfrieslands blonde, herbe, 'tolge Maht'!

Den letzten Vers hatte Momme mitgesungen. Und die Gräfin bemerkte das Leuchten seiner Augen, und in ihr war plötzlich ein seltsames unerklärlich quälendes Gefühl.

Als sie sich endlich von ihrem einfachen Mahle erhoben, sahen sie, daß der Regen aufgehört hatte. Es war die Zeit der Tiefsee, und obgleich der Wind noch immer mit vollen Backen aus Westen her blies, war das Wasser doch vom Vorland zurückgetreten.

„Können wir jetzt die Hallig besichtigen?“ fragte die Gräfin.

„Wenn Sie nicht nasse Füße scheuen“, meinte Meggers. Doch Momme schüttelte bestimmt den Kopf.

„Davons wird nichts“, sagte er, und zum Hüttenjungen gewandt, „he, Klas, bring' ein Paar dicke Wollstrümpfe, und Holzlochen wirst du auch wohl haben.“

Der Junge lief davon und kam bald mit filzig dicken Strümpfen und einem Paar hochhackiger Holzschuhe zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Was verschmerzt nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwohnen. Schiller.

Von da draußen.

Bunte Bilder aus dem Feld von Friß Arens.

Wir Barbaren.

Immer, wenn ich das Wort „Barbaren“ höre oder lese, muß ich an unseren biden Koch denken, der in seinem Zivilberuf allerdings kein Koch ist, sondern ein ehrbarer Gemüsehändler in einer Stadt Norddeutschlands. Unser Koch bildet nämlich für einige Franzosenkinder unserer Gegend eine Art verehrungswürdige Persönlichkeit. Mittags, wenn er an uns das Essen ausstellt, kommen die verhärmten, bleichwangigen, mit dürftigen Lumpen bekleideten Kinder an, in der Hand eine leere Konservendose. Geduldig stehen sie auf der Straße. Aber ihre hungrigen Augen verraten ihre Wünsche. Doheim gibt es wohl nicht viel zu essen. Und in unserem großen Kessel bleibt zuweilen noch etwas nach, trotz der hungrigen Soldatenmagen. Der Kessel unseres Mittagsmahls wandert dann in die Konservendosen. Und beglückt eilen die Kinder davon. Manche schluden schon auf der Straße davon, so arg quält der Hunger. Und die Eltern segnen die fremden Eindringlinge, die „Barbaren“, denen sie nach ihren Aussagen weit mehr Achtung entgegenbringen als den eigenen Soldaten.

Auch ein Kamerad!

Draußen ist alles ruhig geworden. Die Kanonen haben ihren ehernen Mund geschlossen. Nur ab und an fällt noch ein Gewehrschuß, oder das harte Tack-tack des Maschinengewehrs macht sich bemerkbar. Da geht mit einemmal ein furchtbarer Schrei durch die Stille der Nacht. Die Kameraden schrecken empor. Ein Pferd ist es, das irgendwo auf dem Schlachtfeld liegt, zu Tot verwundet, und das noch nicht sterben kann. Ein Kamerad ist's, so gut wie irgend einer, der da draußen sein Leben hingeben soll. Einige Beherzte gehen davon, um das Tier zu erlösen. Ein Schuß fällt. Ihr daheim, laßt nicht über solche Sentimentalität! Mir fällt da das Wort eines Dichters ein:

Was sagst du mir? Ein Tier ist's nur?

Auch du und ich sind Kreatur.

Den gleichen Schmerz hat Mensch und Pferd,

Auch sein Blut fließt für deinen Herd!

„Geschäft.“

Ich wandere durch die Straßen einer großen Stadt in dem von uns schon seit Jahresfrist besetzten Gebiet Nordfrankreichs und besuche die Läden und Schaufensterauslagen in den Hauptstraßen. Das Leben einer Großstadt flutet an mir vorüber, wie man es sonst im Frieden auch wohl gewohnt ist. Nur daß alles hier eine feldgraue Note hat. Wohin man sieht: feldgraue deutsche Offiziere, feldgraue deutsche Soldaten! Vor einem Laden mit Ansichtspostkarten bleibe ich stehen. Was sehe ich? Tadellos ausgeführte Karten, die einen deutschen Spruch tragen! Karten, die mit dem Bild unseres Kaisers oder eines unserer großen Heerführer geschnitten sind. Und darunter steht — übrigens eine Zeile aus einem alibekannten Soldatenlied:

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen!

Ich sehe nach dem Schild des Ladenbesizers. Ein waschechter französischer Name! Und ich summe vor mir hin: „Seh'n Sie, das ist ein Geschäft“, und variere ein bekanntes Wort: „Der Franzmann mag zwar keinen Deutschen leiden, doch seine Groschen nimmt er gern!“ Die Franzosen haben sich offenbar das von Floyd George im August 1914 geprägte Wort: „Business as usual!“ — das Geschäft geht weiter wie gewöhnlich — zu Herzen genommen und legen es auf ihre Weise aus, wenn auch der Patriotismus dabei etwas in die Brüche geht.

Über zwei Meter!

Die Franzosen lieben militärisches Gepräge und sind deshalb auch ständige Besucher der täglichen Wachparaden, die in einer großen Stadt Frankreichs von uns mittags mit dem Gloriosausschlag ausgeführt werden. Vor allen Dingen staunen sie über die Straffheit des deutschen Soldaten. Wenn da z. B. das Kommando kommt: „Das Gewehr — über!“ Da „Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ und die Gewehre mit mathematischer Sicherheit und Exaktheit nach oben oder in

die Präsentierlage fliegen, keines eine Viertelsekunde früher oder später. Aber gestaunt haben die Franzosen kürzlich, als ein frischer Trupp Soldaten über den Grand Place schreitet, unter ihnen ein baumlanger Kerl, der über 2 Meter maß. Es war, als wenn eine hypnotische Kraft von ihm ausging, denn alle Häße drehten sich nach ihm um. In den Augen der Frauen lag so etwas, das wie Bewunderung aussah. Selbst die jugendlichen Straßenwäfler beiderlei Geschlechts, die mit ihren Ansichtskarten, Zigarren und Streichhölzern den Soldaten umschwärmten wie die Bienen den Honig, vergaßen ihre widerlich monotonen Nase. Bis der baumlange Feldgrau in einer deutschen Wirtshaus verschwinden war, „Made in Germany“, lachte ich still vor mich hin.

Deutschland über alles!

Im Kreise einiger Kameraden las ich kürzlich die aufsehenerregende Rede des bremischen Handelskammerpräsidenten, der — wie wohl alle Zeitungen mit Genehmigung berichtet haben — feststellen konnte, daß dem heimtückischen England die Abperrung Deutschlands wenig oder gar nichts genützt hat. Insbesondere haben wir uns von der Abhängigkeit vom Ausland in der Beschaffung einiger wichtigen Rohstoffe für die Munitionserzeugung gänzlich freigemacht; wir brauchen von Amerika keine Baumwolle mehr, von Chile keinen Salpeter mehr! Deutsche Wissenschaft und Technik sind auf den Plan getreten und haben vollwertige Ersatzstoffe geliefert. Als ich das vorlas, stimmten die Kameraden mit einemmal, erst leise, dann lauter an: „Deutschland, Deutschland über alles!“ In der Tat: wo in der Welt gibt es ein Volk, das uns derartiges nachmachen könnte? Ein solches Volk oder ist unbefiegbare. Fest steht nicht nur die Macht da draußen an der Front, nein, auch in der Heimat sind alle Kräfte angespannt, um unserer gerechten Sache zum Sieg zu verhelfen. (kz.)



Aus der Kriegszeit.

Das Theater im Felde bei der napoleonischen Armee. Im deutschen Stappengebiet und manchmal sogar im Vordergrund der Ereignisse wurden und werden bekanntlich Theateraufführungen und Vorträge veranstaltet, und das Bestreben der Vorgesetzten, die Tätigkeit der Behörden und die selbstlose Vereinnahmung der Künstler für diesen Zweck verdienen der wärmsten Dank. Die Sitten von Aufführungen und Vorträgen für die Truppen ist fast so alt wie der Krieg selbst. Natürlich wechselte die Art der Unterhaltungen mit den Zeiten und Gebräuchen. Sehr zahlreich sind die Erinnerungen dieser Weise aus der Zeit der napoleonischen Kriege. In einem handschriftlichen Befehl aus Ägypten im Jahre 1798 forderte Napoleon, wie in den „Annales“ ausgeführt wird, die Sendung von Artilleriemunition sowie (wörtlich): „1. Eine Truppe Schauspieler. 2. Ein Ballettkorps. 3. Marionettenverkäufer, und zwar wenigstens drei oder vier.“ Später, als Napoleon als Kaiser für sich persönlich besondere Aufführungen auf seinen Kriegszügen wünschte, ließ er die berühmtesten Schauspieler der Comédie Française in seine Quartiere beordern. Die Schauspielerin Louise Fusil erzählt in ihren „Erinnerungen“, wie nach dem historischen Brand von Moskau in einem Palast, der den Verheerungen des Feuers entgangen war, große literarische und musikalische Festveranstaltungen abgehalten wurden. Man spielte zwischen rauchenden Ruinen, in Kostümen, die man da und dort aufgetrieben und notdürftig zusammengestellt hatte.

Influenza und Grippe. Bei der nachkalteten und nebligen Witterung des Winters sind Erkältungen bei uns an der Tagesordnung. „Wie mag es erst unseren Feldgrauen ergehen?“ fragt sich mancher der Daheimgebliebenen, der seinen Schnupfen nicht loswerden kann. Erstverwunderlichweise aber werden, wie bereits im vorigen Kriegswinter festgestellt worden ist, unsere Soldaten vom Schnupfen und anderen Erkältungskrankheiten verhältnismäßig weniger heimgegriffen als diejenigen, die zu Hause geblieben sind. Ihnen steht bekanntlich eins der wirksamsten, ja das wirksamste Heilmittel gegen den Schnupfen in der ausgiebigsten Weise zur Verfügung: die frische Luft. Wir haben uns in den letzten Jahren geübt daran gewöhnt, eine leichtere Erkältungskrankheit

verbunden mit Schnupfenfieber und anderen Begleiterkrankungen als Influenza zu bezeichnen. Nahmen solche Erkrankungen einen anstehenden Charakter an, so sprach man von einer Influenza-Epidemie. Dieser letzte Ausdruck ist aber eigentlich ein Neologismus. In dem aus dem Italienischen zu uns gekommenen Ausdruck Influenza, das von Hause aus die Bedeutung von Einfluß Anlehnung hat, ist also schon der Begriff der Epidemie enthalten. Das Wort „Influenza“ tritt erst am Ende des 18. Jahrhunderts in unserer Sprache auf. Jetzt rückt man natürlich auch diesem Fremdwort auf den Leib. Wenn man doch gleichzeitig mit dem Fremdwort auch die böse Sache, die es bezeichnet, beseitigen könnte! In den Verdeutschungswörterbüchern finden wir nun überall als Ersatz für das Fremdwort „Influenza“ das deutsche Wort „Grippe“ angegeben. Nun ist aber dieser Ausdruck „Grippe“ ebenso wenig deutschen Ursprungs wie das Wort „Influenza“. Während dieses aus Italien zu uns gekommen ist, haben wir ungefähr zu derselben Zeit am Ausgang des 18. Jahrhunderts den Ausdruck Grippe aus der französischen Sprache übernommen, in der er die Form la grippe hat. Aber auch die Franzosen sind nicht die Schöpfer dieser Krankheitsbezeichnung. Wir können feststellen, daß Europa im Jahre 1782 durch ein epidemisches Schnupfenfieber heimgesucht wurde, das von der russischen Steppe ausgegangen war. Die Russen nannten diese Krankheit Chripa, was so viel wie „Heiserkeit“ bedeutet — eins der Symptome dieser Erkrankung ist ja die heisere Stimme — und daraus haben die Franzosen ihr Wort la grippe gemacht, aus dem nun das für echt deutsch gehaltene Wort „Grippe“ hervorgegangen ist. Die Wahrheit des Satzes, daß der Schein trügt, kann man oft genug an der Geschichte der Wörter unserer Sprache erproben. Das Fremdwort „Grippe“ hat sich längst schon in unserer Sprache eingebürgert können, weil es eine Form aufwies, die es von vornherein als gut deutsch erscheinen ließ. Dagegen ist das ungefähr in derselben Zeit zu uns gelangte Wort „Influenza“ von uns immer als Fremdwort empfunden worden, und es wird wohl bald vor seinem glücklicheren Nebenbuhler „Grippe“ gänzlich das Feld geräumt haben.

Ein Engländer über das Reiseleben nach dem Kriege. In Fortsetzung seiner Artikel über die Zukunft nach dem Kriege veröffentlicht der englische Schriftsteller Twells Brey in der „Daily Mail“ die folgende pessimistische Zukunftsbildung des Reiselebens: „Viele Leute, Bürger der Kriegsführenden und Neutralen, haben die Absicht geäußert, nach Friedensschluß das Kriegsgebiet zu durchreisen, das heute mit Clappen und Lagern, mit Schützengraben und Grabfestigungen einen großen Teil Europas bedeckt. Doch diese Reiselaustigen täten gut daran, ihre Reisen um 10 Jahre hinauszuschieben. Denn nicht früher wird Europa imstande sein, die Gäste mit den früher üblichen Bequemlichkeiten zu empfangen. Europa wird im Gegenteil den Wunsch haben, daß während mehrerer Jahre nach dem Kriege, der sonst reiste, möglichst daheim bleibt. Der Zustand, in dem der Reiseverkehr in Europa sich nach Friedensschluß befinden wird, kann durch die Devise bezeichnet werden: Nur Geschäftsreisen sind erwünscht. Sicherlich wollen viele Amerikaner gleich nach Friedensschluß das vom Kriege heimgesuchte Europa besichtigen. Doch wenn diese Leute ihre Reisen ungestört auszuführen gedenken, sollten sie sich vor allem eigene Schiffe mieten, denn nach dem Kriege wird jede Tonne Schiffsraum wertvoll sein zur Ausnahme des Materials zum Aufbau des zerstörten und zur Beförderung von Lebensmitteln nach den leer gewordenen Speichern. Die Touristen sollten auch ihre eigenen Automobile und wenn möglich eigene Bahnwagen mitbringen, denn das rollende Material Europas wird zum großen Teile zerstört oder beschädigt, auf jeden Fall aber unvollkommen sein. Auch wird es schwer sein, die Vergnügungsreisenden unterzubringen, wenn sie dieselben Ansprüche stellen wie vor dem Kriege. Besonders in den direkt von den Kämpfen heimgesuchten Städten wird man das Hotelwesen erst allmählich neu organisieren können. In England, wo man an das freie Fremden- und Reiseleben gewöhnt war, wird man die neuen Unbequemlichkeiten wie einen starken Druck empfinden. Selbst wenn wir unsere Verbündeten besuchen und auch wenn wir nur im eigenen Lande reisen werden, wird dieser Druck empfindlich zu verspüren sein. Nichts war in England unbeliebter als Passvorschriften. Nun haben auch wir durch den Krieg ein strenges Passsystem erhalten, und dies wird auch

im Frieden nicht verschwinden gleichwie die bei uns neu eingeführte Meldepflicht auch im Frieden zu Recht bestehen wird. Darum wird selbst das Reisen in der Heimat längere Zeit hindurch nicht so selbstverständlich und einfach sein wie vor dem Kriege. Auch werden die Reisefolgen sich als merklich höher erweisen. Wie lange wird es dauern, bis alle Vergnügungs- und Berührung, alle internationalen Ausdrucksbeziehungen wieder im alten Betrieb sein werden? Die Eisenbahngesellschaften werden hart zu arbeiten haben, um den einstigen Friedenszustand wieder voll und ganz herzustellen. Die Welt wird so ruhiger erscheinen, man wird mehr auf seinem Plaze verbleiben und da arbeiten, um die Spuren des Krieges zu verwischen, das Entschwandene allmählich neu ersetzen zu lassen.“

Radierungen auf Linoleum. (Eine „Kriegstechnik“ für Künstler.) Die nachstehenden interessanten Ausführungen Robert Budzinskis über den Ersatz der teuren Metallplatten im ersten Jahrgang des „Deutschen Willens“ (Kunstwart) dürften allgemeiner Aufmerksamkeit nicht nur in Künstler-, sondern auch in Laienkreisen sicher sein. In dieser Zeit der teuren graphischen Metallplatten ist es angebracht, auf einen Stoff aufmerksam zu machen, der auch graphischer Gestaltung fähig ist, das Linoleum. Im Hochdruck spielt es schon lange eine große Rolle, aber auch im Tiefdruck, in der Radierung kann es öfter statt der Kupferplatte benutzt werden. So zum Beispiel für Vor- und Probearbeit, um die Wirkung einer Radierung zu erproben, als willkommene Abwechslung in der Arbeit. Nicht zuletzt aber auch zur Erzielung eines selbständigen künstlerischen Ausdrucks. Doch darf man dann nicht die Kupferplatte als Ziel im Auge haben. Wie bei der eigentlichen Radierung, gibt es auch hier eine Kaltnadeltechnik. Die Platte liefert das sogenannte Möbellinoleum von hellbrauner Farbe. Es wird mit einem feinkörnigen, ebenen Schleifstein und Wasser geglättet. Die Nadel zum Einfrähen der Linien ist nicht legelförmig, sondern vierkantig oder meißelartig zugespitzt. Man kann helle, dunkle, breite und feine Linien hervorbringen. Verbesserungen werden mit einem Schleifstein vorgenommen. Zum Schluß werden die Nissen mit einem Glaspinsel gereinigt. Der Druck erfolgt genau wie bei einer Kupferplatte. Die Ätzung geschieht mit Natronlauge. Auf der geglätteten Platte wird mit Natronlauge und Schreibfeder in der Art der Federzeichnung gezeichnet, die Zeichnung ätzt sich sofort in die Platte ein. Was zuerst gezeichnet wird, ätzt tiefer, das zuletzt Gezeichnete schwächer, so wird Tonabstufung erzielt. Nach Vollenbung wird die Platte mit Bürste und Wasser gereinigt. Nicht nur Striche, auch ganze Töne von verschiedener Tiefe können geätzt werden, wenn man die Lauge mit einem Papierröhrchen aufträgt. Für die Ätzung können auch andere Linoleumsorten benutzt werden. Der Laddruck. Sollen einzelne Stellen einer Radierung ganz weiß erscheinen, so werden sie auf der Platte mit Spirituslack gedeckt. Man kann eine passende Arbeit auch allein mit Pinsel und Lack ausführen, wenn man der Platte vorher eine größere Rauigkeit gibt. Gemisse Linoleumarten haben eine genügend starke Rauigkeit schon von Natur. Beim Druck verwendet man eine Farbe, die etwas mehr mit Öl gemischt ist als gewöhnlich. Diese Laddruckplatten sind leicht vergänglich. Auch andere Instrumente können Verwendung finden. Die Bretnadel ist ein Messer, dessen Spitze abgerundet ist. Der Nadelpinsel besteht aus einem Büschel von 5 bis 12 feinen Nähnadeln. Auch mit Nissetten kann gearbeitet werden, namentlich mit den gröberen Arten. Aus diesen kurzen Andeutungen ist ersichtlich, daß diese Technik recht abwechslungsreich ist, namentlich wenn die verschiedenen Verfahren gemischt werden. Das Einfrähen der Nissen ist nicht viel schwerer als das Zeichnen mit einem Stift. Abstände bei diesen Arbeiten sind, daß eine kupperglatte Fläche schwer herzustellen ist, daß tiefreichende Verbesserungen ebenfalls schwierig zu bewerkstelligen sind, und daß beim Druck Massenaufgaben nicht erzielt werden können. Recht kräftig gearbeitete Platten halten immerhin manches Hundert von Drucken aus. Wie bei jeder Technik, ist auch hierbei Kenntnis des Stoffes erforderlich. Da dieser billig ist — ein Quadratmeter geeigneten Linoleums kostete wenigstens in der ersten Kriegszeit nur 3 bis 4 M. —, so wird man auch fehlgeschlagene Versuche nicht allzu sehr bedauern. Das ganze Verfahren ist noch entwicklungsfähig, neue Gänge werden auch hier neue Möglichkeiten finden.